**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

**Band:** 84 (1990)

**Heft:** 5

**Artikel:** Die Sprachen von "Seoul". 1., Die Sprache des Ortes ; 2., Die Sprache der Zeugen ; 3., Die Sprache der Dokumente ; 4., Die Sprache der Zeichen

**Autor:** Traitler, Reinhild

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-143541

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

*Reinhild Traitler*

# Die Sprachen von «Seoul»

## 1. Die Sprache des Ortes

*«Wir wollen unserem Gotte leben; jedoch das Geld der Lotte geben.»* Mit diesem Schüttelreim hat Carl Friedrich von Weizsäcker angeblich seine Ankunft im luxuriösen Protzhotel «Lotte World» kommentiert. Damit hätte er wahrscheinlich das Staunen der meisten Delegierten wiedergegeben, die sich zur Weltkonferenz über Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung plötzlich in einem *Fünfsternhotel* vorfanden. Noch dazu in einem, das im angeschlossenen Einkaufszentrum die assortierten «Les Musts» der westlichen Welt bereithält, selbst für konsumgewohnte Augen und Börsen war das eine geradezu blasphemische Fülle, die Boutiquen, die Antiquitätenläden, die Juweliere, die erdrückende Macht der Dinge. Gleich daneben eine Art Disneyworld – eine «Welt der unbeschwerten Phantasie», mitten im Herzen der Elfmillionenstadt Seoul mit all ihren Problemen, mit der unerträglichen Kluft zwischen Arm und Reich, mit ihrer Wohnungsnot, ihren «Sweatshops» (kleine Fabriken, in denen die Arbeiter/innen unter oft unmenschlichen Bedingungen produzieren müssen), mit der politischen Last, einer der letzten Aussenposten des Kalten Krieges zu sein.

Paradoxerweise signalisierte die Unterbringung in diesem Symbol der reichen Welt – in dem die elf Franken für ein Glas Orangensaft nach den Abendsitzungen selbst wohlverdienende Schweizer/innen aus den Schuhen hoben – die ganzen Schwierigkeiten, denen sich der GFS-Prozess auf globaler Ebene konfrontiert sah. Ausgerechnet dieses Luxushotel nämlich hatte das günstigste Arrangement angeboten. Verständlicherweise. Es ist eine alte Erfahrung: Grosse internationale Konferenzen brauchen ein hohes Mass an Infrastruktur. Ohne Technik, ohne Dolmetscher/innen, ohne flexible Büros, die Dokumente bereitstellen, in fünf Sprachen versteht sich, ohne das klaglose Ineinandergreifen von hundert Details, die noch gar nichts mit dem Inhalt zu tun haben, geht es nicht. Der Widerspruch zwischen dem Thema und dem Lebensstil der Konferenz vor Ort war offensichtlich, und trotzdem ist es irreführend, aus diesem Widerspruch ein Urteil über «Seoul» ableiten zu wollen.

Immer wieder haben uns Journalisten vorgehalten, in *Basel* sei das alles ganz anders gewesen. Der permanente Verweis auf den Basler Erfolg hat mich stutzig gemacht. Freilich war «Basel» ganz anders. Die Veranstalter hatten mit den Messezentren die beste Infrastruktur, die man sich wünschen kann. Es gab genügend saubere, gemütliche und erschwingliche Mittelklasse-Hotels. Wir konnten uns also in vertretbarem Komfort mit den Problemen der Welt auseinandersetzen. Die Basler Konferenz selbst war zwar ausserordentlich langweilig, überstrukturiert und (mit wenigen Ausnahmen) ein Ereignis «von oben herab». Dafür konnte man mit Recht stolz sein, dass «Basel» tatsächlich ökumenisch war: Die protestantischen, die orthodoxen und die katholischen Kirchen Europas hatten sich auf ein gemeinsames Dokument geeinigt.

Aber was «Basel» spannend machte, war sicher nicht die Konferenz in der Mustermesse. Es war die erstaunliche Präsenz des «Volkes Gottes», das sich rund um die Konferenz gelagert hatte. Es war das Engagement und die Kompetenz, mit der mündige Christinnen und Christen sich mit den Überlebensfragen unserer Zeit auseinandersetzten. Es war die Spontaneität, die Phantasie und die Sachkenntnis, die da zutage traten: Bei den öffentlichen Hearings, in den Begegnungszentren, im Frauenboot, bei Gottesdiensten und liturgischen Feiern. Was uns begeistert hat in Basel, war *dieser europäische Kirchentag* – und der war möglich, weil genug Menschen neben dem nötigen Engagement auch über die nötigen Mittel verfügten, nach Basel zu kommen. Und weil es eine grosszügige Unterstützung von seiten der Basler Kirchen und der Bas-

ler Regierung gab. Die Basler Konferenz war ungleich grosszügiger dotiert als die Weltversammlung, die bis zum letzten Augenblick mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und für die das Engagement der Mitgliedskirchen sich in jeder Beziehung in Grenzen hielt.

Wer also das «Basler Ereignis», multipliziert auf Weltebene, vermisste, signalisierte nur eine europäische Erwartung, die im koreanischen Kontext unter keiner Bedingung zu erfüllen gewesen wäre.

Was übrigens nicht heissen soll, dass die ökumenische Bewegung sich nicht einmal einen *völlig anderen Konferenzstil* ausdenken könnte. Wie wäre es, wenn alle Teilnehmer/innen privat untergebracht wären, wie das auf Kirchentagen auch üblich ist? Wenn sie sich mit öffentlichen Verkehrsmitteln selbst zum Konferenzziel durchschlagen müssten? Wenn vor Ort viel stärker die Gastfreundschaft der einzelnen Gemeindemitglieder als die organisierte Finanzkraft der einladenden Kirchen angesprochen würde? Wenn man keine Angst hätte, sich in der persönlichen Begegnung mit all jenen Problemen auseinanderzusetzen, die auch zwischen Gruppen und Völkern Reibungs- und Konfliktpunkte sind: mit dem Misstrauen vor dem, was fremd und unverständlich ist, mit den Schwierigkeiten, über die Grenzen von Kultur und Sprache hinaus zu kommunizieren, mit der Anstrengung, die uns die Anpassung an fremde, vielleicht beengende Lebensumstände abverlangt? Was würde das für unsere Arbeitsweise bedeuten, wenn wir uns alle, so gut es geht, auf dem Boden der lokalen Wirklichkeit ansiedelten? Wenn der amerikanische Gouverneur in der Küche seines koreanischen Gastgebers frühstükken müsste, wenn das Wasser in der Dusche kalt bliebe, wenn der orthodoxe Bischof sich mit Tausenden von Arbeitern und Arbeiterinnen in die überfüllte U-Bahn quetschen müsste, wenn wir angewiesen wären auf das Entgegenkommen und die Hilfe anderer Menschen? Könnten wir dann in der gleichen Eile Dokumente diskutieren und verabschieden, könnten wir uns mit der gleichen Geschäftigkeit in das Konferenzgeschehen stürzen, in diese hektische, aber auch künstliche Welt von Auseinandersetzungen, deren Resultat ohnehin nicht ein rechtsgültiges Papier, sondern eine Art freiwilliger Verpflichtung ist, das den Kirchen empfohlen wird, nicht befohlen? Was geschähe, wenn die ökumenische Bewegung mehr vom Dialog und weniger vom Verhandlungsstil geprägt wäre?

Alle diese Fragen kann man an die Konferenz von Seoul stellen. Und wird wahrscheinlich die Antwort bekommen, dass es gerade im Namen der Gerechtigkeit für alle notwendig war, in der «Lotte World» zu logieren, und in eigens bereitgestellten Bussen zum Konferenzzentrum zu fahren. Denn wer garantiert, dass der deutsche Bischof dann nicht doch im Taxi angebraust kommt, während sich die Delegierte aus Indien seit Stunden in der U-Bahn abmüht? Sich auf einen Ort und die von ihm gestellten Bedingungen einzulassen, würde die Sprache ökumenischer Dokumente vielleicht «verlangsamen», würde die Forderungen weniger steil machen, würde den Ruf nach Umkehr zuerst an unsere eigene Adresse richten, würde eher eine Pädagogik des Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung entwickeln.

## 2. Die Sprache der Zeugen

Aber auch so, wie «Seoul» verlaufen ist, trat etwas von dem Widerstreit der Sprachen zutage, und gleichzeitig etwas von der Unaufgebbarkeit des internationalen Forums, auf dem die Auseinandersetzung überhaupt möglich ist. Einige Beispiele: Ein Abend war der Präsentation der Resultate der Regionalkonferenzen sowie der Treffen im Vorfeld von «Seoul» gewidmet. Da haben wir uns eineinhalb Stunden die würdevollen «objektiven» Berichte von Kirchenvertretern angehört. Dann zogen die *Jugenddelegierten* in den Saal ein. In ihren gelben Sweatshirts bildeten sie quer durch die Delegierten hindurch eine Menschenkette. Auf grossen Bannern hatten sie die Zahl der Toten gemalt, die an den Orten des Widerstandes für eine gerechte Welt ihr Leben gelassen haben: auf dem Tienanmen-Platz in Beijing, bei der Intifada des palästinensischen Volkes, im Kampf gegen die Contras, im Aufstand der Tamilen in Sri Lanka, auf all den Schlachtfeldern des Widerstandes gegen Ungerechtigkeit und gegen die Arroganz der Macht. Sie haben uns

daran erinnert, dass es immer wieder die Jugend war, die ihr Leben hergegeben hat, die geopfert wurde – die gleiche Jugend, die heute die Mehrzahl der Weltbevölkerung ausmacht, aber deren Stimme in den Entscheidungsgremien nur am Rande vorkommt (in Seoul gab es nur 7,8 Prozent Jugenddelegierte).

Nach der Jugend versuchten die *Frauen,* in einem Anspiel die Schwierigkeit des Dialogs über die Grenzen von Kultur und Klasse hinweg darzustellen. Wie kommt Solidarität zustande zwischen Arm und Reich? Wenn das Wirken des Heiligen Geistes mehr ist als die leichthin gesagten Worte einer über die wahren Konflikte gebreiteten Spiritualität der Harmonie, dann müssen wir uns diese Frage stellen.

In der Frauen-Vorkonferenz haben wir versucht, diese Auseinandersetzung dramatisch zu gestalten. In einer Arbeitsgruppe von Frauen aus etwa zehn Nationen, in der wir uns erst verständigen mussten, ob es überhaupt irgendwelche Gesten und Symbole gibt, die für alle verbindlich sind. Es gab einen Moment in unserer Arbeit, wo wir so frustriert waren über die fast unüberwindlichen *Kommunikationsschwierigkeiten,* über die Machtkämpfe, die es auch unter uns zwischen Sprache und Sprachlosigkeit gab, dass wir aufgeben wollten. Dann beschlossen wir, das darzustellen, unsere verschiedenen Sprachen, unsere Unfähigkeit, aufeinander zu hören, die Versuchung, in Klischees und Vorurteile zu verfallen im Umgang mit den anderen, den Fremden. Und wir beschlossen, die «Lösung» des Problems offenzulassen. Wir dachten uns eine Möglichkeit aus, wie Solidarität vielleicht geschehen könnte. Immer dann, wenn eine persönliche Betroffenheit da ist, wenn «das Herz zum Herzen spricht» und wir im wahrsten Sinn des Wortes «gerührt» (das heisst umgekehrt) werden. Aber wir forderten die Konferenz auf, sich selbst einen Schluss zu suchen, Aufmerksamkeit und Phantasie einzusetzen, weil Gerechtigkeit und Frieden letzten Endes menschliche Beziehungen, und damit die Frage der Macht betreffen.

Auch das *Forum «Gerechtigkeit»,* das sich mit Vertretern von Kirchen und Arbeitsgruppen vor der Konferenz getroffen hatte, bot eine alternative Form des Berichts: Ein etwa vier Seiten langes Gedicht, in dem in rhythmischer Sprache analytische und spirituelle Teile wechselten. Als grösstes Hindernis für eine gerechtere und friedlichere Welt nennt dieses Dokument die ungerechte Anhäufung von Reichtümern in unseren Gesellschaften, aber auch in unseren Kirchen. Es fordert Kirchen auf, ihre Verflechtung in ökonomische Unrechtsstrukturen aufzugeben und im Geist einer Theologie und Spiritualität der Inkarnation die Menschen, vor allem die Armen und Unterdrückten, in die Mitte des Engagements für Gerechtigkeit und Frieden zu stellen.

Menschen ins Zentrum zu stellen und die verhandelten Sachprobleme soweit durchzubuchstabieren, bis ihre Verknüpfung mit dem konkreten Leben konkreter Menschen klar wurde, war auch das Anliegen der von Marga Bührig geleiteten *ÖRK-Planungsgruppe.* So gab es im Gegensatz zur europäischen Versammlung in Basel kaum Vorträge, sondern eine, zum Teil durchaus geglückte Mischung von Ansprachen, Predigten, «Zeugenaussagen» und liturgischen Elementen, die in der Form von Bibelarbeit, Gebet und Meditation die verschiedenen Sachfragen aufgriffen und sie immer an der Frage massen, was denn das alles für das Leben ganz bestimmter Menschen bedeutete. «Ein moralistischer Ansatz», schimpfte ein deutscher Journalist abends im Bus, «mit dem kommen wir nicht weiter». So kann man es unter Umständen auch sehen: Die Analyse, die bei den *Leiden der Betroffenen* ansetzt, kann als moralischer Druck empfunden werden, sozusagen als geistliche Erpressung zur Umkehr. Da wäre es nüchterner, die Sachprobleme zu objektivieren: Dass um die amerikanischen Militärstützpunkte in den Philippinen 40 000 Prostituierte arbeiten, ist leichter zu verkraften, als die Geschichte dieser einen, die uns die katholische Nonne Naoko Lyori erzählt hat. Dass Tausende von Ureinwohnern in Australien verschleppt, umgesiedelt oder als Kinder an weisse Familien verkauft und als Weisse zweiter Klasse aufgezogen wurden, ist eine Tatsache für die Statistik, aber das Schicksal von Russell Moore, der als Kind von seinen weissen Pflegeeltern wie ein Sklave behandelt wurde und heute wegen eines Morddelikts vor Gericht steht, diese Geschichte eines weitgehend durch

fremde Schuld verfehlten Lebens können wir nicht einfach abschütteln. Dass es in der Inner City von Washington D.C. ein Drogenproblem gibt, das vor allem die schwarze Bevölkerung betrifft, wissen wir spätestens seit der Verhaftung des beim Drogenkonsum überraschten schwarzen Bürgermeisters der Stadt. Aber was es heisst, in der Mitte des hoffnungslosen Zorns über dieses Unrecht, in der Mitte von Aggressionen und Gewalt so etwas wie eine informierte Empörung und die Solidarität der Präsenz aufrechtzuerhalten, davon hat uns der amerikanische Pfarrer und Publizist Jim Wallis erzählt.

Solche *Zeugnisse* sagten uns etwas von der Kostbarkeit und Einmaligkeit jedes einzelnen Menschen, sie zeigten aber auch, wie zerstörbar und fragil wir sind, wie sehr angewiesen auf ein psychisches und materielles Klima von Gerechtigkeit und Fairness, in dem Gewaltlosigkeit überhaupt möglich wird, in dem Identität und Beziehungshaftigkeit sich entfalten können. Dieses partikulare, auf den konkreten Menschen bezogene Sprechen ergibt dann gesamthaft gesehen eine Sammlung von Geschichten, keine Analyse, sondern eine Darstellung des immer schon erfahrenen und erlittenen Lebens. Die Stärke eines solchen Ansatzes liegt in seiner Subjektivität – darin liegt aber auch seine Schwäche. Wie verknüpft sich der narrative Diskurs mit dem analytischen, was haben die Leiden einer AIDS-kranken Prostituierten zu tun mit den strategischen Überlegungen, die die US-Militärbasen in den Philippinen betreffen? Wie kritisieren wir eine Kultur der Gewalt, die eine Milliarden-Dollar-Industrie globalisiert hat? Davon leben rund 60 Prozent der Wissenschaftler der Welt, die Militärindustrie, die Waffen- und die Drogenhändler und selbst der letzte Videoladen, der seine diversifizierten Angebote auf der Skala der Gewalt bereithält. Wo findet der Dialog statt zwischen den Entscheidungsträgern und denjenigen, die von diesen Entscheidungen betroffen sind? Wie werden Strukturen des Unrechts nicht nur beschrieben, sondern wie funktionieren Veränderungsprozesse, unter welchen Bedingungen?

Auf wievielen Ebenen müsste der GFS-Prozess eigentlich ablaufen, um tatsächlich den schier unüberwindlichen Graben zwischen den Opfern und den Tätern und Mittätern zu überbrücken? Politiker haben wir in Seoul kaum gesehen. Auch nicht die wissenschaftlichen Technokraten und Wirtschaftsbosse, die heute das Antlitz der Erde gestalten. Bei dem Versuch, eine «Ökumene der kleinen Leute» aufzubauen, ein Netzwerk all jener zu ermutigen, die aus der Betroffenheit und dem Leiden heraus beginnen, sich zu wehren, bei diesem Versuch, an der Gestaltung der Geschichte «von unten» mitzuwirken, ist in Seoul nicht immer ganz ins Blickfeld gekommen, dass auch hinter den Unrechtsstrukturen Menschen stehen, die bestimmte Vorstellungen haben von der Welt, vom Glück, vom erstrebenswerten Leben. Haben wir die Hoffnung aufgegeben, dass ein Dialog mit ihnen möglich ist? Oder finden wir das Gespräch mit ihnen nicht mehr erstrebenswert? Beides fände ich gefährlich.

Vielleicht ist es die einzigartige Aufgabe des Ökumenischen Rates, den *Dialog* nach allen Seiten hin offenzuhalten, auch wenn in diesem Dialog den schwächeren und machtloseren Partner/innen eine privilegierte Stellung eingeräumt werden muss. Frieden und Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung berühren die tiefsten Lebensfragen aller Menschen, auch der «Feinde». Feinde sind übrigens nicht vergessbare Grössen, sondern Menschen, deren Ängste und Sicherheitsbedürfnisse wir verstehen lernen müssen. Dazu braucht es *«Grenzgängertum»* (wie Antje Vollmer das an der europäischen Frauen-Vorkonferenz zu Seoul formuliert hat). An die Grenzen gehen, dorthin, wo sich die «Sprachen» treffen, in dieser Situation von Unverständnis und Misstrauen Dolmetscherdienste anbieten, Verstehenshilfen. Das ist eine ausserordentlich schwierige Aufgabe. Das Netzwerk auf der Ebene der Politiker, Wissenschaftler, Wirtschaftbosse funktioniert. Dass langsam ein Netzwerk der «kleinen Leute» entsteht, ein Netz zwischen all jenen, die an einer bestimmten Stelle Opfer der Unrechtsstrukturen geworden sind und sich zu wehren beginnen, dafür hat sich der Ökumenische Rat seit seiner Gründung in besonderer Weise eingesetzt. Schwieriger ist es, den Dialog zwischen diesen Ebenen zu organisieren, weil dieser Dialog nicht unbedingt im Interesse der verschiedenen Partner liegt.

Die existentiellen Probleme der von der

Schuldenkrise schlussendlich betroffenen Menschen können oder wollen Bankdirektoren nicht sofort in technische Lösungen umsetzen, die werden im Gespräch mit Repräsentanten ausgehandelt, die meistens ganz andere Interessen ins Spiel bringen. Ebenso fühlen sich Vertreter/innen von Bewegungen oft vereinnahmt, wenn man ihnen die Auseinandersetzung mit den Mächtigen dann abverlangt, wenn sie selbst dazu noch nicht bereit sind. Das Grenzgängertum muss also Ungleichzeitiges ins Verhältnis setzen, in dem es ein gemeinsames Interesse an den *grenzübergreifenden Zeit-Problemen* schafft. Wie zäh ein solcher Dialog in Gang kommt, konnte man auch in Seoul immer wieder feststellen. «Information, eine informierte Begleitung politischer Ereignisse, Lobbyarbeit», hat uns der amerikanische Politiker Richard Celeste als der Weisheit letzten Schluss geraten. Das zeugt von der Schwierigkeit, eine einigermassen verbindliche Beziehung zwischen der Politik und den Menschen, denen sie dienen soll, herzustellen.

### 3. Die Sprache der Dokumente

Ziel der Konferenz in Seoul war es, für die Weiterentwicklung des konziliaren Prozesses einige Schwerpunkte vorzuschlagen, die das breite Spektrum von Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung nicht nur eingrenzen, sondern auch die Nahtstellen aufzeigen würden, an denen die Verknüpfung der Begriffe konkret zutage tritt.

Dazu hat der Ökumenische Rat im Vorfeld der Konferenz ein gut fünfzig Seiten starkes Dokument erarbeitet, das ähnlich wie das Dokument der Basler Versammlung den Kirchen zur Stellungnahme übersandt wurde. Während diese Methode im europäischen Kontext wirklich einen Prozess in Gang gebracht hat, kann man von der *globalen Vernehmlassung* nicht das Gleiche behaupten. Das lag sicher nicht einfach an der Tatsache, dass es für die Umfrage sehr wenig Zeit gegeben hat: Hier zeigte sich auch die Schwierigkeit des partikularen Ansatzes, der die Geschichte der konkret Betroffenen erzählt, mit dem Anspruch, sie zu einer globalen Analyse zu verbinden: Die globale Analyse wurde von den Delegierten nämlich gerade deswegen abgelehnt, weil sie konkret an einzelnen Beispielen allgemeine Prozesse und Strukturen aufzuzeigen suchte. Warum nur diese Beispiele, warum nicht andere? Es war schwierig, auf den zeichenhaften Charakter der Beispiele hinzuweisen, weil es für die Delegierten darum ging, mit den Anliegen ihrer Kirchen und Gemeinschaften auch in dem Dokument vertreten zu sein.

Der Hinweis darauf, dass es ja die Möglichkeit gegeben hat, schriftliche Vorlagen einzubringen, nützte hier wenig. Die Ablehnung war ja auch eine *Ablehnung des europäisch geprägten Prozesses,* mit seinen kurzfristigen Terminen, den schriftlichen Stellungnahmen, mit dem weithin auf dem Papier geführten Dialog, auch mit der Frustration, sich in Seoul tagelang mit einer Vorlage beschäftigen zu müssen, an der ohnehin nur teilweise Änderungen möglich waren. Das spiegelte sich auch in den Plenardiskussionen, die weithin unter den Habitués der ökumenischen Bewegung geführt wurden und wo die «neuen» Stimmen, auch die Stimmen der Frauen und der jungen Leute, kaum zu hören waren. Dafür hat man in den meisten Arbeitsgruppen sehr offen und fundiert miteinander reden können. In meiner Gruppe haben wir sogar mit dem russischen Bischof Sergei um eine inklusive, Männer und Frauen einschliessende, Sprache und um weibliche Gottesbilder «gehandelt».

Um dieser Pattsituation zu entgehen, hat sich die Konferenz vor allem jenen zwei Teilen des Dokumentes zugewendet, in denen es darum ging, Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung als aus dem christlichen Glauben erwachsene Aufgaben zu bekräftigen, und auf Grund dieser «Glaubensbekenntnisse» zu konkreten «Bundesschlüssen» zu begrenzten Sachfragen zu kommen. Dass «Seoul» sich damit auf für viele Mitgliedskirchen theologisch heikles Terrain begeben würde, war von vornherein klar. Bei der Auffächerung dessen, was sich unter dem Kürzel «GFS» verbirgt, traten tief verankerte Unrechtsstrukturen zutage. Die zehn Affirmationen stellen deshalb so etwas wie eine Erklärung des *Status Confessionis* zu diesen Fragen dar: In nahezu liturgischer Form wird bekräftigt, dass «alle Machtausübung vor Gott verantwortet werden muss, dass Gott auf der Seite

der Armen steht, dass alle Rassen und Völker ebenbürtig sind, dass Mann und Frau nach dem Bilde Gottes geschaffen wurden, dass die Wahrheit die Grundlage freier Menschen ist, dass der Friede Jesu Christi Gerechtigkeit für alle meint, dass Gott die Schöpfung liebt, dass das Land Gott gehört, dass die Menschenrechte Geschenk Gottes sind und dass die Würde und das Engagement junger Menschen zu respektieren ist». Dabei verweist jede dieser Affirmationen darauf, dass der aus dem Glauben getragene Einsatz für das Leben notwendigerweise Widerstand gegen Gewalt, Zerstörung und Lüge einschliesst und dass wir persönlich zur Selbstverpflichtung aufgerufen sind.

Auf der Basis dieser Affirmationen sind die *konkreten Bundesschlüsse* entstanden: Der Bundesschluss, der im Namen der Gerechtigkeit Gottes Menschen verbindet, die sich verpflichtet haben, die Schuldenlast der armen Welt abbauen zu helfen; der Bundesschluss, der sich mit den klimatologischen Veränderungen befasst, der Bundesschluss zum Frieden und zur Überwindung des Rassismus.

## 4. Die Sprache der Zeichen

Was heisst das alles für die, die in Seoul mit dabei waren, und für die, die zu Hause blieben, vor Ort an der Sache arbeiten, lange schon und auch weiterhin? Was heisst das für mich persönlich, dass ich mich verpflichtet habe, dem Ozonloch entgegenzuwirken? Ich denke, es heisst, dass ich wenigstens an einer Stelle den Dingen «unter die Haut krieche»: GFS heisst nicht, alles tun, sondern etwas. Sich an einer Stelle aussetzen, verwundbar machen, spüren, dass die Unrechtsstrukturen, die das Leben von Menschen in der armen Welt zerstören, die gleichen sind, die auch unser Leben entmenschlichen. Was mir dabei helfen wird, sind vielleicht weniger die Dokumente von Seoul – obwohl ich denke, dass sie wichtiger sind, als uns die Presse hat vermuten lassen. Aber was mich begleiten wird, sind die Zeichen. In Seoul haben sich Menschen mit ihren Sorgen und Kämpfen *unter das Kreuz* gestellt. Später haben sie das Kreuz mit Zweigen und Blumen zu einem Lebensbaum geschmückt. Unter diesem Kreuz sitzend habe ich mit etwa hundert Frauen einen Bund für das Leben geschlossen. Das ist nicht mehr rückgängig zu machen. Was mich umtreiben wird, ist, dass ich Zeugin war, als jüdische Israelis mit christlichen und muslimischen Palästinenser/innen einen Bund schlossen, um sich für Frieden, Versöhnung und die Rechte des palästinensischen Volkes einzusetzen. Wie nehme ich das in mein Engagement im jüdisch-christlichen Dialog mit hinein? Was vor allem bleiben wird, ist der «berührende» Augenblick des Schlussgottesdienstes, als wir uns miteinander und mit der Erde verbündeten: Zwischen der Erdkugel, dem Kreuz und den versammelten Menschen gab es ein durch die Berührung symbolisiertes *Band der Einheit*: «Reinstes Heidentum», hat meine armenisch-orthodoxe Freundin nachher geschimpft. Gerade dort, wo es darum geht, für unsere tiefste Sehnsucht nach Heil, Befreiung und Einheit Symbole zu finden, treten die Verschiedenheiten am deutlichsten zutage. Die Sprache der Zeichen ist ebenso vieldeutig und ebenso von Kultur und Klasse geprägt wie unsere Sätze und Analysen.

Was mich begleiten wird, ist der in Seoul dennoch tapfer gewagte Versuch, uns einander auszusetzen; und die bewegende Präsenz der Basis, vor allem der *katholischen Basis,* die durch ihre Gegenwart die in letzter Minute erteilte Absage des Vatikans wettzumachen schien. Da sassen Ordensfrauen und Männer, junge und alte Leute aus kirchlichen Aktionsgruppen auf der Empore und machten klar, dass es für Christen tatsächlich eine den Kern des Glaubens betreffende Sache ist, sich für Gerechtigkeit und Frieden und die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen. Neben mir sass als Berater ein Piccolo Fratello aus Assisi. «Was wir tun», antwortete er auf meine Frage: «nicht aufgeben. Trotz dem Zynismus und der Resignation auch der kirchlichen Bürokratien nicht aufgeben. Dasein, beten, demonstrieren, beten».

Beten, demonstrieren, beten. Damit bin ich nach Hause gefahren. Der konziliare Prozess geht weiter. Ich hoffe, der Ökumenische Rat und seine Mitgliedskirchen haben das Dokument nicht unter ihren Akten abgelegt und gehen zum nächsten Thema auf der ökumenischen Tagesordnung über. Damit das nicht geschieht, müssen wir uns weiterhin *einmischen*. Wir alle.